

Joachim Scharloth

Asymmetrische Plurizentrität und Sprachbewusstsein

Einstellungen der Deutschschweizer zum Standarddeutschen

Abstract

The paper examines the language attitudes in non-dominating language communities of pluricentric languages. It asks in what way the fact of being a speaker of a non-dominating language community influences the perception of the own competence and of the evaluation of the different standard varieties of the pluricentric language. By examining the attitudes towards Swiss Standard German in German-speaking Switzerland it argues that speakers of non-dominating language communities often have the notion that their own standard variety being deficient combined with a feeling of lingual inferiority towards the speakers of the dominating community. Thus, the standard variety of the dominating community serves as a prestigious variety. In Switzerland these attitudes strongly correlate with the age of the acquisition of Standard German and the negative attitudes towards Germans. Finally the paper raises the question whether the concept of pluricentricity can adequately be used when there is no awareness of pluricentricity among the speakers. The data presented derives from two empirical studies conducted in Switzerland in the summer of 2003: a survey on language attitudes and a subjective evaluation test.

0. Asymmetrische Plurizentrität und Sprachbewusstsein
1. Die Sprachensituation in der Schweiz
2. Ergebnisse der Fragebogenerhebung
- 2.1. Die Variable „Defizienzempfinden“: Messinstrument und Verteilung
- 2.2. Ursachen für die Ausbildung eines Defizienzempfindens
- 2.3. Zur Frage des Plurizentritätsbewusstseins
3. Die Ergebnisse des *subjective evaluation test*
- 3.1. Anlage der Untersuchung
- 3.2. Die Bewertung der schweizerischen Varianten der deutschen Standardsprache
4. Fazit: Sprachbewusstsein und standardsprachliche Normen
5. Literatur

0. Asymmetrische Plurizentrität und Sprachbewusstsein

Die Entdeckung, dass eine Standardsprache in verschiedenen Ländern unterschiedliche Ausprägungen haben kann, ist von Linguisten zwar schon früh

gemacht, aber erst spät auf den Begriff „Plurizentrität“ gebracht worden.¹ Die Ursachen hierfür lagen nicht etwa darin, dass es keine nationenspezifische Variation gegeben hätte, verantwortlich ist vielmehr ein lange Zeit wirksamer Zirkel aus einer bestimmten Standardauffassung, die sich auf die Kodifizierungspraxis auswirkte: Wenn Standardsprachen als homogen und invariant gelten, dürfen Kodizes auch keine Varianten verzeichnen. Wenn Kodizes aber keine Varianten zulassen, dann wirkt dies auf das Sprachbewusstsein der Sprecher, die Standardsprachen dann als homogene und invariante Gebilde imaginieren. Die sprachsoziologische Wende in der Konzeptualisierung der Standardsprache hat diesen Zirkel durchbrochen.² Nach Ammon sind zwar Schriftlichkeit, Überregionalität, Oberschichtlichkeit, Ausgebautheit und Invarianz typische Merkmale von Standardsprachen, das wichtigste Kriterium für die Existenz einer Standardsprache ist aber die Kodifiziertheit (vgl. Ammon 1986). Was als Standard gilt, ist demnach das Ergebnis sprachsoziologischer Prozesse, die sich hauptsächlich in einem sozialen Kräftefeld vollziehen, das von sozialen Rollen wie Normautoritäten, Modellsprechern bzw. -schreibern, Sprachexperten und Kodifizierer gebildet wird (vgl. Ammon 1995, 73-82). Weil auch für das Standarddeutsche national abweichende Gebrauchsnormen existieren und diese Normen in Kodizes beschrieben sind, gilt das Deutsche als plurizentrische Sprache.³ „Plurizentrität“ konnte also erst zur Beschreibungskategorie nationenspezifischer standardsprachlicher Variation werden, als der Standardbegriff ins Sprachsoziologische gewendet war. Michael Clyne, der als Vater der modernen Plurizentritätsauffassung gelten kann, definierte den Begriff wie folgt: „The term pluricentricity indicates that a language has more than one centre, each providing a national variety with its own norm“ (Clyne 1989, 358).

Inzwischen zeigen sich Rückkopplungseffekte: Der Wandel im linguistischen Standardsprachbegriff bedingt auch einen Wandel der Kodifizierungspraxis. Linguisten produzieren Wörterbücher des Österreichischen und Schweizer Standarddeutsche und beschreiben deren morphosyntaktische Eigenheiten. Zwar gab es schon früher Kodizes des Schweizerhochdeutschen,

1 Zur Entwicklung des Plurizentritätskonzeptes und seiner Vorläufer vgl. Ammon 1995, 42-48.

2 In der Germanistik federführend sind hier die Arbeiten Klaus Gloys (1975) und Ulrich Ammons (1986, 1995).

3 Gegen das Plurizentritätskonzept wurden freilich auch Einwände erhoben, deren gewichtigster lautet, dass Staatsgrenzen und Sprachgrenzen nicht notwendig zusammenfallen. So konvergieren die oberdeutschen Dialektregionen in Deutschland und Österreich im Gebrauch des Standarddeutschen stärker als die Regionen Deutschlands im Ganzen. Entsprechend wurde vorgeschlagen statt von der Plurinationalität, von der Pluriarealität der deutschen Standardsprache zu sprechen (vgl. Scheuringer 1997, 339ff., Koller 1999, 154f. und Reiffenstein 2001, 88). Für einen Überblick über unterschiedliche Variantentypen des österreichischen Deutsch vgl. Retti (1999, 18-54), Ammon (1995, 101-116) und Muhr (1997).

am Beispiel von Stephan Kaisers unter dem Titel „Die Besonderheiten der deutschen Schriftsprache in der Schweiz“ (1969/70) erschienener zweibändiger Darstellung wird jedoch deutlich, welcher Status ihnen zukam: Sie erschien in einer Sonderreihe der „Duden-Beiträge“ mit dem Titel „Die Besonderheiten der deutschen Schriftsprache im Ausland“, ein Werk mit eher deskriptivem als normativem Charakter. Was 1970 noch als exotische Abweichung von der in Deutschland beheimateten Standardsprache galt, wurde wenige Jahre später zur nationalen Varietät erhoben. Mit dem Plurizentritätskonzept einher geht demnach die Konstruktion eines neuen Gegenstandes der linguistischen Forschung und der angewandten Linguistik: nationale Varietäten plurizentrischer Sprachen.

Nachdem das Plurizentritätskonzept wissenschaftlich etabliert war, bemühte sich Clyne um ein differenzierteres Bild der sprachsoziologischen Bedingungen, unter denen die jeweiligen nationalen Varietäten existieren. Für eine Reihe von Ländern mit gemeinsamer Standardsprache stellte er dabei fest, dass die faktische Asymmetrie hinsichtlich Bevölkerungszahl, Wirtschaftskraft und kultureller Ressourcen auch auf der sprachlichen Ebene Konsequenzen hätte. So verfügten dominierende Zentren über bessere Mittel zur Kodifizierung ihrer Norm, weil Verlage für Grammatiken und Wörterbücher üblicherweise ihren Sitz in der wirtschaftlich dominierenden Nation hätten. Auch hätten dominierende Zentren bessere Möglichkeiten, ihre Norm durch Sprachförderprogramme ins Ausland zu exportieren und so eine Art sprachlichen Alleinvertretungsanspruch zu reklamieren. Besonders wichtig sind Clyne aber die Unterschiede im Sprachbewusstsein. So neigten Sprecher in dominierenden Zentren dazu, die nationalen Varianten der nichtdominierenden Zentren zu marginalisieren oder als regionale Varianten abzutun. Zudem empfänden sie sich häufiger als Wächter der eigentlichen Norm und hielten daher die Varianten der nichtdominierenden Nationen für nicht standardgemäß, exotisch, archaisch oder gar „herzig“. Aber auch die kulturellen Eliten der nichtdominierenden Zentren tendierten dazu, den Normen der dominierenden Nationen den Vorzug zu geben, weil sie viele der eigenen Varianten als dialektal oder soziolektal markiert empfänden. Die sprachliche Asymmetrie trete auch dann zu Tage, wenn Sprecher aus unterschiedlichen nationalen Zentren kommunizierten. Dann nämlich zeige sich Konvergenz normalerweise eher in Richtung der Norm der dominierenden Zentren (vgl. Clyne 1995, 22; Muhr 1996).

Was Clyne in aller Allgemeinheit beschreibt ist durchaus mit Blick auf das Deutsche formuliert. Auch das Deutsche ist eine plurizentrische Sprache mit dem dominierenden Zentrum Deutschland und zwei nichtdominierenden Zentren, Österreich und der Schweiz. Liechtenstein und Luxemburg, in denen Deutsch ebenfalls nationale Amtssprache ist, gelten in Ermangelung eigener Kodizes des Standarddeutschen nicht als nationale Zentren oder al-

lenfalls als Halbzentren. Das Interessante an Clynes Darstellung von Charakteristika asymmetrischer Plurizentrität ist die Tatsache, dass die meisten für die Sprachsituation konstitutiven Eigenheiten auf der Ebene des Sprachbewusstseins liegen. Die spezifischen soziolinguistischen und sprachsoziologischen Bedingungen bringen demnach bestimmte Einstellungen zur Standardsprache und deren nationalen Varietäten hervor. Diesen Zusammenhang zwischen der Tatsache, Teil der Sprachgemeinschaft eines nichtdominierenden Zentrums zu sein, und der Ausbildung eines spezifischen Sprachbewusstseins will ich im Folgenden am Beispiel der Schweiz näher beleuchten. Konkreter formuliert: Der Aufsatz beschäftigt sich mit der Frage, welchen Einfluss die Sprachensituation in der Schweiz auf die Einstellungen zum Standarddeutschen allgemein und speziell auf die Einstellungen zu den schweizerischen Varianten des Hochdeutschen hat. Dabei soll ein besonderes Augenmerk der Frage gelten, ob dem in der Linguistik konstruierten Gegenstand der nationalen Varietät auch eine Ethnokategorie entspricht. Mit anderen Worten: Sind sich Deutschschweizer bewusst, dass der Gebrauch des Standarddeutschen in der Deutschschweiz von dem in Deutschland abweicht? Und wenn ja, wie konzeptualisieren sie diese Abweichung? Ziel ist, das Plurizentritätskonzept durch die Einbeziehung der Perspektive der Sprecher einer kritischen Revision zu unterziehen.

Dabei stütze ich mich auf zwei miteinander verzahnte empirische Untersuchungen, die ich im Jahr 2003 in der Schweiz vorgenommen habe. Im Rahmen eines Wahrnehmungsexperiments waren 50 Probanden aus Zürich aufgefordert, 96 Sätze, die eine bunte Mischung aus Schweizerhochdeutsch, deutschländischem Standarddeutsch, überregionalem Substandard und schweizerdeutschen Dialektismen enthielten, auf ihre Standardgemäßheit hin zu bewerten. In einer Fragebogenerhebung, auf die ich mich im Folgenden zuerst beziehe, wurden 98 Personen aus Zürich und seiner Agglomeration, sowie der Innerschweiz nach der Häufigkeit und den Domänen des Hochdeutschgebrauchs, nach ihren Einstellungen zum Standarddeutschen und zum Schweizerdeutschen, nach ihrer Einschätzung der Kommunikationsstile von Deutschen und Schweizern, sowie nach ihren Einstellungen gegenüber den Deutschen befragt. Das Sample bestand zu 51% aus Frauen und zu 49% aus Männern. Die Altersgruppen der unter 30jährigen und der Personen im Alter von 45 bis 59 Jahren sind mit einem Anteil von 40% bzw. 30% überproportional vertreten (vgl. Tabelle 1).

Von den Befragten haben rund 77% eine Volksschulbildung genossen und im Anschluss einen Lehrabschluss erworben. 23% haben ihre schulische Laufbahn mit der Matura abgeschlossen, von denen wiederum 91% ein Studium absolvierten. Ehe die Einstellungen der Befragten zum Standarddeutschen und seinen nationalen Varietäten analysiert werden, soll zunächst kurz die Sprachensituation in der Deutschschweiz charakterisiert werden.

Tabelle 1: Alter der Befragten		
	<i>Prozent</i>	<i>Absolut</i>
<i>unter 30</i>	40 %	39
<i>30-44</i>	14,4 %	14
<i>45-59</i>	30,9 %	30
<i>über 59</i>	14,4 %	14
N = 98, missing: 1		

1. Die Sprachensituation in der Schweiz⁴

Das Deutsche ist in der Schweiz neben Französisch, Italienisch und Rätomanisch nur eine von vier Nationalsprachen. In den deutschsprachigen Landesteilen ist die Sprachensituation zudem von einer sehr ausgeprägten Dialekt-Standard-Diglossie geprägt. Umgangssprache ist der Dialekt, Hochdeutsch hingegen ist die Sprache der Bildungseinrichtungen, des schriftlichen Verkehrs und, zumindest teilweise, der öffentlichen Kommunikation.⁵ Sieht man einmal von den Bildungseinrichtungen ab, so ist der Dialekt in allen anderen Domänen auf dem Vormarsch. Für den Bereich der medialen Schriftlichkeit ergab meine Befragung beispielsweise, dass bereits 75% der Deutschschweizer ihre SMS und 58% ihre Emails teilweise in Schweizerdeutsch verfassen.

Der Dialekt ist Ausdruck der deutschschweizerischen Identität. 76% der Befragten vertraten die Ansicht, Schweizerdeutsch und nicht Hochdeutsch sei die eigentliche Sprache der Deutschschweiz. Die häufig als „Schriftdeutsch“ bezeichnete Standardsprache wird dann auch nur selten gesprochen. Aktiv wird sie meist erst in der Schule gelernt. Hier mag auch die Ursache dafür liegen, dass 79% der Befragten erklärten, Hochdeutsch sei für

4 Zur Sprachensituation in der Schweiz vgl. den Sammelband „Mehrsprachigkeit – eine Herausforderung“ von Bickel / Schläpfer (1994) sowie den Band „Die viersprachige Schweiz“ von Schläpfer / Bickel (2000). Zur Situation in der Deutschschweiz vgl. Siebenhaar / Wyler (1997), Werlen (1998), Haas (1988) die beiden Kapitel von Walter Haas in Schläpfer / Bickel (2000), Haas (2004) sowie Christen (1998, 2001).

5 Für Peter von Polenz ist dies ein Grund, der Schweiz den Status eines nationalen Zentrums der deutschen Standardsprache nur eingeschränkt zuzuweisen: „Die Schweiz ist ein mehrsprachiger Nationalstaat besonderer Art; deutsche Standardsprache ist, mit drei anderen Sprachen gleichberechtigt, territorial geregelt im Gebrauch, kann aber nur in eingeschränkter Weise als „nationale“ Varietät des Deutschen bezeichnet werden, da kaum die Standardsprache (*Schriftdeutsch, Schweizerhochdeutsch*), sondern eher die schweizerdeutschen Dialekte (*Schweizerdeutsch*) als Muttersprache und nationale Identifikationsprache empfunden werden [...]“ (Polenz 1999, S. 414).

Schweizer die erste Fremdsprache.⁶ Dieser Befund deckt sich mit den Ergebnissen früherer Studien, die die Einstellungen der Deutschschweizer zum Standarddeutschen in den Blick nahmen: Sie konstatieren ausnahmslos negative Haltungen dem Hochdeutschen gegenüber.⁷

Diese negativen Einstellungen bleiben für den Umgang mit dem Standarddeutschen nicht ohne Konsequenzen: Im Gespräch mit Deutschen etwa thematisieren Deutschschweizer häufig ihre Unsicherheit im Sprechen der Standardsprache. Die Einschätzung der standardsprachlichen Kompetenz in der Schweiz fiel in meiner Untersuchung entsprechend negativ aus: Nur 6% der Befragten gaben an, in der Schweiz spreche man gut Hochdeutsch. Auf die Frage „Wie gut meinen Sie, kann der durchschnittliche Schweizer Hochdeutsch?“ antworteten 76% mit „mäßig“, 18% waren gar der Ansicht, die Kompetenz ihrer Mitbürger sei „schlecht“. Diese überaus negative Einschätzung der Hochdeutschkompetenz in der Schweiz verweist auf einen Komplex beladenen Umgang mit der eigenen Standardsprache.⁸ Die Ausgangshypothese von der Existenz eines Defizienzemfindens im Bezug auf das Standarddeutsche in Teilen der Deutschschweizer Bevölkerung ist eine qualitativ andere, als die Annahme negativer Einstellungen zur Standardsprache, wie sie sich in früheren Studien findet. Wenn hier von einem „Defizienzemfinden“ die Rede ist, dann soll damit freilich nicht gemeint sein, dass es sich um eine Psychopathologie handle. Unter dieser Bezeichnung sollen im Folgenden ins Unbewusste verdrängte Gedächtnisinhalte verstanden werden, die bestimmte Handlungs- und Wahrnehmungsmuster verfestigen. Diese Wahrnehmungsmuster entziehen sich der Kontrolle des Bewusstseins und beeinflussen das Selbsterleben und Sozialverhalten negativ: Sie führen dazu,

6 Sieber, Sitta (1986, 33f.) kommen aus linguistischer Perspektive zu dem Ergebnis, dass Standarddeutsch für Schweizer keineswegs eine Fremdsprache sei, räumen aber gleichwohl ein, dass es von vielen Deutschschweizern dennoch als Fremdsprache empfunden werde. Ammon (1995, 296-298) diskutiert die Frage, ob Schwyzertütsch als eigenständige Sprache gelten könne mit gleichem Ergebnis. Zwar sei der Abstand zwischen Dialekt und Standard relativ groß, dennoch konvergierten beide Varietäten in so vielen Bereichen, dass nicht von eigenständigen Sprachen die Rede sein könne. Eine interessante ideologiekritische Lesart der Debatte zum Fremdsprachenstatus des Standarddeutschen liefert Berthele (2004).

7 Sieber / Sitta (1986, 29-34) diskutieren die Folgen dieser negativen Haltungen für den Erwerb der Standardsprache, Sieber (1992, 32) und Schläpfer / Gutzwiller / Schmid (1991, 154ff.) stellen einen Zusammenhang zwischen den negativen Einstellungen zum Standarddeutschen und den Einstellungen zu den Deutschen her. Eine Ausnahme bildet die Untersuchung von Hove (2002, 156-170). Die relativ positiven Einstellungen zum Standarddeutschen, die sie in ihrer Befragung erhielt, sind offenbar der Auswahl der Gewährspersonen zuzuschreiben (vgl. Hove 2002, 160). Werner Koller (1992, 41-51) untersucht die Folgen des gespaltenen Verhältnisses der Deutschschweizer zu ihrer Standardsprache für die Integration von in der Schweiz lebenden Deutschen.

8 Einen Hochdeutschkomplex attestieren auch Beat Siebenhaar und Alfred Wyler, wenn sie von „der tatsächlichen oder manchmal auch nur eingebildeten sprachlichen Unterlegenheit der Schweizer“ (Siebenhaar / Wyler 1997, 19) in ihrer treffenden Darstellung der Sprachensituation in der Deutschschweiz sprechen.

dass die eigene standardsprachliche Kompetenz als defizitär empfunden wird und dass sich Sprecher beim schriftlichen und mündlichen Gebrauch der Standardsprache gehemmt und unsicher fühlen.⁹ Die Annahme eines Defizienzepfindens ist insofern reicher als die Rede von negativen Einstellungen zum Standarddeutschen, als sie bestimmte Schemata der Selbstwahrnehmung und Handlungsdispositionen impliziert. Dass ein unproblematischer Umgang mit der Standardsprache in der Deutschschweiz keine Selbstverständlichkeit ist, lässt sich daran ablesen, dass beinahe die Hälfte (49%) der Befragten angab, nicht gerne Hochdeutsch zu sprechen.

Dass die Schweiz trotz dieses problematischen Verhältnisses zur Standardsprache als nationales Zentrum des Deutschen gilt, verdankt sich einer abweichenden Gebrauchsnorm in Wort und Schrift und deren allmählicher Kodifizierung.¹⁰ Mit dem Schweizer Schülerduden, der ebenfalls vom Duden-Verlag herausgebrachten Helvetismensammlung „Wie sagt man in der Schweiz? Wörterbuch der schweizerischen Besonderheiten“ (Meyer 1989) und „Unser Wortschatz. Schweizer Wörterbuch der deutschen Sprache“ (Bigler et. al. 1987) liegen teils umfangreiche Kodizes des Schweizerhochdeutschen vor. Der Schwerpunkt der Kodifizierungsbemühungen liegt zweifellos im Bereich der Lexik. Die einzige monographische Darstellung der grammatikalischen Besonderheiten des Schweizerhochdeutschen von Stephan Kaiser (1969/70) kann aus den oben dargestellten Gründen kaum als nationaler Kodex gelten. Dieses Fehlen einer monographischen Darstellung der schweizerhochdeutschen Morphologie und Syntax wird allerdings dadurch ausgeglichen, dass sich in den genannten Kodizes jeweils auch Kapitel zu den grammatischen Besonderheiten des Schweizerhochdeutschen finden.¹¹

Die Sprachensituation in der Deutschschweiz bedingt demnach den eigenartigen Status des Standarddeutschen als Fremdsprache im Bewusstsein der Sprecher und als nationale Varietät zugleich. Ausgehend von diesem Befund standen drei Fragen im Mittelpunkt meiner Untersuchung:

1. Wie groß ist der Anteil jener, die sich beim Gebrauch der Standardsprache unsicher fühlen?

9 Aus welchen Erfahrungsbereichen die Gedächtnisinhalte stammen und warum sie verdrängt wurden, soll hier nicht weiter diskutiert werden. Sieber (1992, 32) vertritt die Ansicht, dass der Kontext des Erwerbs der Standardsprache und die Verwendungskontexte negative Einstellungen dem Hochdeutschen gegenüber hervorbringen.

10 Die Entwicklung der Schweiz zu einem nationalen Zentrum des Deutschen beschreibt Ammon (1995, 229-245).

11 Beschreibungen der Eigenheiten des Schweizerhochdeutschen finden sich auch bei Ammon (1995, 251-282), Arens (1985), Christen (2001), Falk (1965), Fenske (1973), Glaser (2003), Häcki Buhofer / Burger (1998, 113-120), Heuer (1999), Meyer (1994), Kaiser (1969 / 70), Rash (2002, 150-180) und Rupp (1983).

2. Was sind die Ursachen für dieses Defizienzepfinden im Hinblick auf das Standarddeutsche?
3. Gibt es ein Bewusstsein von der Plurizentrität des Standarddeutschen?

Die Frage, ob es ein Bewusstsein von der Plurizentrität des Standarddeutschen gebe, wurde mit Hilfe des *subjective-evaluation-tests* untersucht. Der Anteil der Hochdeutschensicheren und die Ursachen für das Defizienzepfinden wurden im Rahmen der Fragebogenerhebung untersucht.

2. Ergebnisse der Fragebogenerhebung

2.1. Die Variable „Defizienzepfinden“: Messinstrument und Verteilung

Das Konstrukt „Defizienzepfinden“ wurde mittels eines Indexes operationalisiert, der Schemata der Selbstwahrnehmung und Handlungsdispositionen abfragte. Bei den Items handelte es sich um Stereotype, die in Expertengesprächen extrapoliert wurden. Die Befragten wurden gebeten, anhand von sechsstufigen Likertskalen ihre Zustimmung oder Ablehnung zu den folgenden vier Items zum Ausdruck zu bringen.¹²

Die Items des Defizienzepfindensindex

Welche der folgenden Aussagen trifft auf Sie zu?

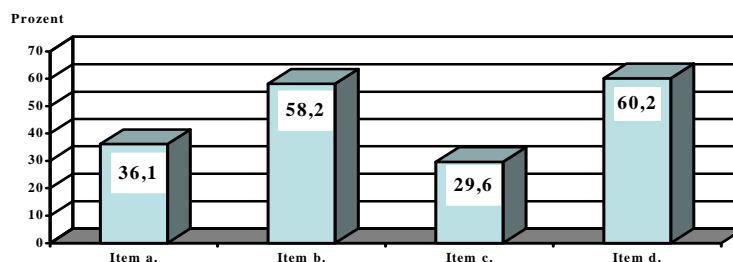
- a. *Ich fühle mich gehemmt, wenn ich Hochdeutsch sprechen muss.*
- b. *Ich fühle mich sicherer, wenn ich Hochdeutsch mit anderen Ausländern spreche, als wenn ich es mit Deutschen rede*
- c. *Hochdeutsch ist für mich eine Fremdsprache*
- d. *Wenn ich mit Deutschen spreche, überlege ich genauer, was ich sage, um keine Fehler zu machen.*

Die Items decken die affektive (a., b.), kognitive (c.) und konative (d.) Dimension der Einstellungen zum Hochdeutschen ab. Zwei der vier Items (b. und d.) thematisieren die spezifische Ausprägung des Sprachbewusstseins in der Schweiz als einem nichtdominierenden Zentrum, indem sie die subjektiven Faktoren des Hochdeutschgebrauchs in Relation zu deutschen Sprechern setzen. Der Reliabilitätskoeffizient Crombach's Alpha ist mit 0,74 recht hoch. Die Trennschärfekoeffizienten der einzelnen Items liegen zwischen 0,68 und 0,74, was bedeutet, dass die Antwortmuster auf die einzelnen

¹² Um eine suggestive Wirkung zu vermeiden, umfasste die Frage noch weitere Items, die positive Wahrnehmungsmuster (z. B. „Ich fühle mich sicher im Umgang mit dem Hochdeutschen.“) abfragten.

Items relativ stark konvergieren. Dies deutet darauf hin, dass sie zwar alle ein gemeinsames Phänomen messen, nicht aber identische Dimensionen des Konstrukts „Defizienzempfinden“ erfassen.¹³ Auch für die Validität des Messinstrumentes lassen sich empirische Belege anführen. Die Variable „Defizienzempfinden“ korreliert hochsignifikant mit den Antworten auf die Fragen „Fühlen Sie sich sicher im Umgang mit dem Hochdeutschen?“ und „Sprechen sie gerne Hochdeutsch?“, beides Fragen, die ebenfalls auf einen von Mangel erleben geprägten Umgang mit der Standardsprache hindeuten können. Für die folgende Auswertung wurden die 6-stufigen Likertskalen des Indexes 0/1-kodiert.

Diagramm 1: Zustimmung zu den einzelnen Items des Defizienzempfindensindex



Der Grad der Zustimmung zu den einzelnen Items des Defizienzempfindensindex war recht unterschiedlich verteilt (vgl. Diagramm 1). Dem Item „Wenn ich mit Deutschen spreche, überlege ich genauer, um keine Fehler zu machen“ und dem Item „Ich fühle mich sicherer, wenn ich Hochdeutsch mit anderen Ausländern spreche, als wenn ich es mit Deutschen rede“ stimmten jeweils rund 60% der Befragten zu. Die Aussage „Hochdeutsch ist für mich eine Fremdsprache“ wurde nur von rund 30% bejaht.¹⁴ Immer-

13 Die Trennschärfekoeffizienten sind im Einzelnen wie folgt verteilt: Ich fühle mich gehemmt: 0,74; Ich fühle mich sicherer bei Nichtmuttersprachlern: 0,74; Hochdeutsch ist für mich eine Fremdsprache: 0,67; Ich überlege mehr, um Fehler zu vermeiden: 0,68. Das Item „Deutsche erkennen mich an meiner Sprache als Schweizer“ wurde nachträglich aus dem Index ausgeschlossen, weil es eine zu geringe Korrelation mit den anderen Items aufwies.

14 Der frappierende Unterschied zwischen der Zustimmung zur Aussage „Hochdeutsch ist für Schweizer die erste Fremdsprache“ (79%) und dem Item „Hochdeutsch ist für mich eine Fremdsprache“ (29,6%) kann mehrere Ursachen haben: Entweder sind die Probanden der Ansicht, die ehemals als Fremdsprache empfundene und gelernte Standardsprache sei ihnen nun derart in Fleisch und Blut übergegangen, dass sie nicht mehr als Fremdsprache gelten könne, oder sie schätzen ihre eigene Kompetenz besser ein als die der Mehrheit ihrer Mitbürger. Letztere Deutung wird gestützt durch einen weiteren Befund: Gleichet man die Ergebnisse der Frage „Wie würden Sie sagen sind ihre Hochdeutschkenntnisse?“ mit den Antworten auf die Frage „Wie gut glauben sie kann der durchschnittliche Schweizer Hochdeutsch?“ ab, so stellt man fest, dass 80% der Befragten ihre eigene Kompetenz besser einschätzten als die des durchschnittlichen Schweizers.

hin 36% gaben an, sich beim Sprechen des Hochdeutschen gehemmt zu fühlen.

Betrachtet man nun, wie vielen Items des Defizienzepfindensindex die Befragten jeweils zugestimmt haben, so zeigt sich eine interessante Verteilung (vgl. Tabelle 2). Rund 22% verweigerten jeder der vorgegebenen Aussagen die Zustimmung. Der Prozentsatz derer, die einem oder zwei Items zustimmten, liegt etwa auf dem gleichen Niveau. Während nur rund 12% drei Items zustimmten, liegt der Anteil derer, die allen Items zustimmen wieder bei rund 20%. Die Tatsache, dass die Anzahl derer, die vier Items zustimmen, nicht geringer ist, als die Anzahl jener, die nur drei Items zustimmen, ist ein Indiz dafür, dass die Variable „Defizienzepfinden“ die Stichprobe polarisiert.

	<i>Prozent</i>	<i>Absolut</i>
<i>kein Item</i>	22,4%	22
<i>1 Item</i>	24,5%	24
<i>2 Items</i>	20,4%	20
<i>3 Items</i>	12,2%	12
<i>4 Items</i>	20,4%	20
n = 98		

Zur Kennzeichnung unterschiedlicher Typen wurden folgende Kategorisierungen vorgenommen: Von jenen Befragten, die drei oder vier Items zustimmten, wurde angenommen, dass sie ein ausgeprägtes Defizienzepfinden beim Umgang mit dem Standarddeutschen haben. Bei Zustimmung zu einem oder zwei Items wurden die Befragten der Gruppe mit schwach ausgeprägtem Defizienzepfinden subsumiert. Bei der Ablehnung aller Aussagen wurde davon ausgegangen, dass der Befragte keinerlei Defizienzepfinden hat. Auf dieser Basis ergab sich folgende Verteilung der Variable „Defizienzepfinden“:

	<i>Prozent</i>	<i>Absolut</i>
<i>Ausgeprägtes Defizienzepfinden</i>	32,7 %	32
<i>schwach ausgeprägtes Defizienzepfinden</i>	44,9 %	44
<i>Kein Defizienzepfinden</i>	22,4 %	22
n = 98		

Rund 32% der Befragten weisen demnach ein stark ausgeprägtes Defizienzepfinden beim Umgang mit dem Standarddeutschen auf, 46% der Befragten fallen unter die Kategorie „schwach ausgeprägtes Defizienzepfinden“ und nur rund 22% scheinen völlig frei von Hemmungen und Unsicherheiten zu sein.

2.2. Ursachen für die Ausbildung eines Defizienzepfindens

Der Fragebogen war so konzipiert, dass er die Überprüfung mehrerer Hypothesen erlaubte. Es wurde davon ausgegangen, dass geringe formale Bildung, seltener Hochdeutschgebrauch, positive Einstellungen zum Schweizerdeutschen, ein hohes Alter des Erlernens und die Einstellungen zu den Deutschen die Ausbildung eines Defizienzepfindens begünstigen. Im Folgenden sollen die Ergebnisse der Überprüfung der einzelnen Hypothesen dargestellt werden.

Hypothese 1: Je höher die formale Bildung, desto unwahrscheinlicher ist es, dass eine Person ein Defizienzepfinden im Bezug auf die Standardsprache hat.

Weil die Schule wichtigste Vermittlungsinstanz des Standarddeutschen ist, wurde davon ausgegangen, dass Personen, die länger eine Schule besucht haben, sich im Umgang mit der Standardsprache auch sicherer fühlen. Eine Kreuztabellierung der Variablen „Defizienzepfinden“ und „Schulbildung“ zeigt aber, dass keine Zusammenhänge zwischen beiden Variablen bestehen (vgl. Tabelle 4).

		Schulbildung		
		Volksschule	Matura	Total
Defizienzepfinden	ausgeprägtes Defizienzepfinden	33,8 % (25)	27,3 % (6)	32,3 % (31)
	schwach ausgeprägtes Defizienzepfinden	44,6 % (33)	50 % (11)	45,8 % (44)
	kein Defizienzepfinden	21,6 % (16)	22,7 % (5)	21,9 % (21)
Total		77,1 % (74)	22,9 % (22)	100 % (96)

missing: 2; r = 0,04; Spaltenprozente

Auch ein Studium beeinflusst die Ausbildung eines Defizienzepfinden nicht. Die Korrelation zwischen der Variable „zweite Bildungsqualifikation“ und der Variable „Defizienzepfinden“ ergibt einen zu vernachlässigenden negativen Zusammenhang ($r = -0,89$). Die Hypothese, nach der die formale Bildung einen Einflussfaktor für die Ausbildung von Defizienzepfinden hat, muss demnach verworfen werden.

Hypothese 2: Je häufiger eine Person Hochdeutsch gebraucht, desto unwahrscheinlicher ist es, dass sie ein Defizienzepfinden hat.

Die zweite Hypothese geht davon aus, dass ein häufiger Gebrauch einen Abbau der Hemmungen bedingt und zu einer Sicherheit im Umgang mit der

Standardsprache führt. Bei der Erhebung der Gebrauchshäufigkeit wurden im Fragebogen die Kategorien „nie“, „2 bis 3 Mal pro Woche“, „4 bis 5 Mal pro Woche“ und „täglich“ vorgegeben. Um die Fallzahlen in den einzelnen Feldern nicht zu klein werden zu lassen, wurden für die Auswertung jeweils zwei Kategorien zusammengefasst. Tabelle 5 zeigt, dass Schweizer, die seltener Hochdeutsch sprechen fast doppelt so oft ein Defizienzempfinden ausbilden, als jene, die sich häufiger der Standardsprache bedienen.

		Gebrauchshäufigkeit pro Woche		
		maximal 2 bis 3 Mal	4 bis 5 Mal und mehr	Total
Defizienzempfinden	Ausgeprägtes Defizienzempfinden	40 % (22)	23,3 % (10)	32,7 % (32)
	schwach ausgeprägtes Defizienzempfinden	41,8 % (23)	48,8 % (21)	44,9 % (44)
	kein Defizienzempfinden	18,2 % (10)	27,9 % (12)	22,4 % (22)
	Total	56,1 % (55)	43,9 % (43)	100 % (98)

$r = 0,179$; Spaltenprozentage

Der Korrelationskoeffizient Pearson's r liegt allerdings nur bei 0,179, auch sind die Ergebnisse nicht signifikant auf einem 95%-Niveau. Die Zahlen zeigen demnach allerhöchstens Tendenzen und die Annahme eines Zusammenhangs zwischen der Gebrauchshäufigkeit und der Ausbildung eines Defizienzempfinden kann nicht bestätigt werden.

Hypothese 3: Je positiver die Einstellung zum Schweizerdeutschen als der eigentlichen Sprache der Deutschschweiz, desto geringer ist die Affinität zum Hochdeutschen und damit die Wahrscheinlichkeit, ein Defizienzempfinden auszubilden.

Die Einstellungen zum Schweizerdeutschen wurden mittels eines Index erhoben, der unterschiedliche Einstellungsdimensionen abdeckte. Die Befragten wurden gebeten, ihre Zustimmung oder Ablehnung anhand sechsstufiger Likertskalen zu den vier folgenden Aussagen zu bekunden.

Die Items des Schweizerdeutsch-Index

Was denken Sie über die folgenden Aussagen?

- a. Die Schweizer sollten, wann immer möglich Schweizerdeutsch sprechen.
- b. Die Schweizer sollten auch mehr im Dialekt schreiben.
- c. Das Schweizerdeutsche nicht Hochdeutsch ist die Sprache der Deutschschweizer.

d. Schweizerdeutsch sollte neben Deutsch, Italienisch, Französisch und Rätoromanisch den Status einer Nationalsprache haben.

Diejenigen Befragten, die drei oder vier dieser Items zustimmten wurden der Kategorie „starke Affinität zum Schweizerdeutschen“ subsumiert. Das Ergebnis ist überraschend: Die Einstellungen zum Schweizerdeutschen beeinflussen die Ausbildung eines Defizienzemphindens kaum. Die beiden Variablen korrelieren nur marginal ($r = 0,67$). Die Hypothese muss daher verworfen werden.

Hypothese 4: Je später Hochdeutsch gelernt wird, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, dass die eigene Kompetenz defizitär ist und sich deshalb ein Defizienzemphinden ausbildet.

Die vierte Hypothese geht davon aus, dass das Erwerbsalter einen Einfluss auf die Ausbildung eines Defizienzemphindens hat. Dabei sind Erwerbsalter und Erwerbskontext nicht leicht zu trennen. Mit dem Eintritt in die Schule nämlich wird der Gebrauch der Standardsprache zur Pflicht für alle Kinder. Wer erst in der Schule mit dem Hochdeutschen konfrontiert wird, empfindet das Erlernen als Zwang.¹⁵ Wer die Standardsprache hingegen vor Beginn der Schulzeit erwirbt, für den wird sie eher eine natürliche Sprache sein, mit der man ohne Hemmungen umgeht. Aufgrund dieser Überlegungen wurden bei der Überprüfung der Hypothese neben dem Alter des Hochdeutscherwerbs auch die dominanten Erwerbssituationen erhoben.

Tabelle 6: Einfluss des Erwerbsalters auf die Ausbildung einer Defizienzemphinden

		<i>Standarddeutsch Lernalter</i>		<i>Total</i>
		<i>vor oder im Kindergarten</i>	<i>am Beginn der Schulzeit / später</i>	
<i>Defizienzemphinden</i>	<i>ausgeprägtes Defizienzemphinden</i>	9,4 % (3)	90,6 % (29)	32,7 % (32)
	<i>schwach ausgeprägtes Defizienzemphinden</i>	25 % (11)	75 % (33)	44,9 % (44)
	<i>kein Defizienzemphinden</i>	63,6 % (14)	36,4 % (8)	22,4 % (22)
<i>Total</i>		28,6 % (28)	71,4 % (70)	100% (98)
$r = -0,43$; Zeilenprozent				

¹⁵ Diese Annahme stützt sich auf empirische Befunde von Häcki Buhofer / Burger 1998, 138, Häcki Buhofer et al. 1994, 167, Sieber / Sitta 1986, 143ff und Sieber 2001, 498f. Sie alle stellen übereinstimmend fest, dass sich negative Einstellungen zur Standardsprache erst in der Schulzeit ausbilden, während vorher durchaus positive Haltungen beobachtbar sind.

Tabelle 6 zeigt den Einfluss des Erwerbsalters der Standardsprache auf die Ausbildung einer Defizienzemfinden.

Die Ergebnisse belegen, dass ein enger Zusammenhang zwischen dem Erwerbsalter und der Variable „Defizienzemfinden“ besteht. Während rund 91% der Befragten mit Defizienzemfinden die Standardsprache erst am Beginn der Schulzeit erlernten, waren es bei den Personen ohne Defizienzemfinden gerade einmal 36%. Hingegen gaben 64% der Befragten in dieser Gruppe an, die Standardsprache vor der Schulzeit erworben zu haben, in der Gruppe der Personen mit Defizitempfinden waren es lediglich 9%. Die Ergebnisse sind hochsignifikant (99,9%-Niveau).¹⁶

Auch die Frage nach den dominanten Erwerbssituationen bestätigt die Hypothese, dass die Schule als Erwerbssituation negative Folgen für den Umgang mit dem Hochdeutschen hat. Wer die Standardsprache in der Familie, durch den Kontakt zu Deutschen oder durch Vorlesen erwirbt, bildet deutlich seltener ein Defizienzemfinden aus, als jemand, der sie in der Schule vermittelt bekommt. Eine Faktorenanalyse ergab, dass von den fünf vorgegebenen Arten des Hochdeutscherwerbs zwei zu einem Faktor zusammengefasst werden können, der die Ausbildung eines Defizienzemfindens begünstigt, nämlich das Item „durch das Fernsehen und andere Medien“ (0,428) und am stärksten das Item „durch den Schulunterricht“ (0,873). Das Lernalter und die damit verknüpfte Erwerbssituation sind demnach wichtige erklärende Variablen.

Hypothese 5: Weil Hochdeutsch als Sprache Deutschlands angesehen wird, liegt es nahe, dass negative Einstellungen gegenüber den Deutschen die Ausbildung eines Defizienzemfindens begünstigen.

Diese Hypothese leitet sich aus der besonderen Sprachensituation in der Schweiz ab. In der Deutschschweiz ist der Dialekt unumstritten Identitätsmarker: 76% der Befragten äußerten, dass Schweizerdeutsch und nicht Hochdeutsch die Sprache der Deutschschweiz sei. Auf die Frage, wo man das beste Standarddeutsch spreche, antworteten die Schweizer fast einhellig „Deutschland“ (93%). Wer antideutsch eingestellt ist, wird im Standarddeutschen häufiger die Sprache Deutschlands sehen, die die Schweizer wie eine Fremdsprache zu lernen gezwungen sind und deren Normen sie niemals in

16 Die sprachbiographischen Daten sind jedoch durchaus mit Vorsicht zu genießen. Immerhin ist es möglich, dass ein Defizitempfinden dazu führt, dass das Erlernen des Standarddeutschen später datiert wird, als es tatsächlich erfolgte. Umgekehrt kann ein selbstverständlicher Umgang mit der Standardsprache dazu führen, dass Ihr Erlernen weiter zurückdatiert wird. Weil aber keine andere Möglichkeit bestand, das tatsächliche Erwerbsalter zu erheben, wurden diese Zahlen – trotz dieser möglichen Einwände – als glaubwürdige Informationen behandelt.

gleicher Vollkommenheit beherrschen werden wie die Deutschen.¹⁷ Und diese Haltungen sind es, die ein negatives Selbstbild vom Umgang mit der Standardsprache hervorbringen.

Als erster Indikator für antideutsche Gesinnung diene eine Frage nach den Vorlieben für Fußball-Nationalmannschaften. Dabei wurde davon ausgegangen, dass der Ablehnung einer nationalen Fußballauswahl negative Einstellungen der jeweiligen Nation gegenüber korrespondierten. Bereits auf dieser Ebene zeigen sich starke Zusammenhänge zwischen antideutschen Haltungen und der Ausbildung eines Defizienzepfindens: Auf die Frage „Angenommen, Deutschland spielt im Fußball gegen Österreich. Wem drücken Sie die Daumen?“ antworteten rund 90% der Personen mit Defizienzepfinden, dass ihre Sympathien Österreich gälten, nur 10% favorisierten das deutsche Team (vgl. Tabelle 7). Zwar könnte man argumentieren, dass dieser Befund eher dadurch zu erklären sei, dass die Sympathien deswegen auf der Seite Österreichs liegen, weil das Team in einer solchen Partie als Außenseiter gelten würde. Dies erklärt aber nicht, warum bei den Personen ohne Defizienzepfinden eine umgekehrte Verteilung vorliegt. Hier liegen die Sympathien nämlich eher auf Seiten der deutschen Nationalmannschaft und nur etwa ein Drittel drückt Österreich die Daumen.

<i>Tabelle 7: Einfluss der Einstellungen zu den Deutschen auf die Variable Defizienzepfinden I</i>				
		<i>Im Fußball für...</i>		<i>Total</i>
		<i>Deutschland</i>	<i>Österreich</i>	
<i>Defizienzepfinden</i>	<i>Ausgeprägtes Defizienzepfinden</i>	9,7 % (3)	90,3 % (28)	36,5 % (31)
	<i>schwach ausgeprägtes Defizienzepfinden</i>	36,8 % (14)	63,2 % (24)	44,7 % (38)
	<i>kein Defizienzepfinden</i>	68,8 % (11)	31,2 % (5)	18,8 % (16)
<i>Total</i>		32,9 % (28)	67,1 % (57)	100% (85)
missing: 13; r = -0,448; Zeilenprozent				

Die Tatsache, dass der Zusammenhang beider Variablen hochsignifikant ist, ist ein Indikator dafür, dass von einem Zusammenhang zwischen den Einstellungen zu Deutschland und den Einstellungen zum Standarddeutschen ausgegangen werden kann. Auch hinsichtlich der Frage „Wenn Sie im Ausland für einen Deutschen gehalten werden, wie ist das für Sie?“ lassen sich in

¹⁷ Diese Überlegungen werden gestützt durch Ergebnisse aus der exzellenten Studie von Werner Koller (1992, 41-51), der die Gleichsetzung des Standarddeutschen mit der Sprache Deutschlands als wichtige Ursache für das gespaltene Verhältnis vieler Deutschschweizer zum Hochdeutschen ausmacht.

den beiden Extremgruppen gegensätzliche Antwortmuster beobachten. Gaben 75% der Befragten mit ausgeprägtem Defizienzepfinden an, für sie sei eine solche Verwechslung unangenehm, waren dies in der Gruppe der Personen ohne Defizienzepfinden nur 23%. Auch hier sind die Ergebnisse hochsignifikant.

Um den Einfluss antideutscher Haltungen auf die Variable „Defizienzepfinden“ präziser zu messen, wurde in den Fragebogen eine Frage aufgenommen, bei der die Probanden gebeten waren, die Unterschiede im Nationalcharakter von Deutschen und Schweizern zu vergleichen. Dabei wurden jeweils zwei gegensätzliche Eigenschaften vorgegeben und die Befragten mussten entscheiden, welche Eigenschaften – gemessen an den Schweizern – die Deutschen eher haben.

Index: Einstellung zu den Deutschen		
<i>Im Vergleich zu Schweizern sind Deutsche eher...</i>		
<i>...unhöflich</i>	<i>vs.</i>	<i>höflich</i>
<i>...ungebildet</i>	<i>vs.</i>	<i>kultiviert</i>
<i>...zurückhaltend</i>	<i>vs.</i>	<i>offensiv</i>
<i>...festgelegt</i>	<i>vs.</i>	<i>offen für Neues</i>
<i>...kalt</i>	<i>vs.</i>	<i>warmherzig</i>

Diejenigen Befragten, die den Deutschen maximal zweimal schlechtere Eigenschaften zusprachen als ihren Schweizer Nachbarn, wurden als frei von antideutschen Einstellungen eingestuft. Diejenigen hingegen, die die Deutschen drei Mal oder öfter im Besitz der negativen Eigenschaft wähten, wurden als Personen mit antideutscher Haltung kategorisiert.

Tabelle 8: Einfluss der Einstellungen zu den Deutschen auf die Variable Defizienzepfinden II

		<i>Deutsche im Vergleich zu Schweizern</i>		<i>Total</i>
		<i>keine antideutsche Haltung</i>	<i>Antideutsche Haltung</i>	
<i>Defizienzepfinden</i>	<i>ausgeprägtes Defizienzepfinden</i>	21,9 % (7)	78,1 % (25)	32,7 % (32)
	<i>schwach ausgeprägtes Defizienzepfinden</i>	45,5 % (20)	54,5 % (24)	44,9 % (44)
	<i>Kein Defizienzepfinden</i>	63,6 % (14)	36,4 % (8)	22,4 % (22)
	<i>total</i>	41,8 % (41)	58,2 % (57)	100% (98)

r = -0,315; Zeilenprozent

Tabelle 8 zeigt wiederum, dass sich die Extremgruppen deutlich unterscheiden.

Während rund 78% der Befragten mit ausgeprägtem Defizienzepfinden antideutsche Haltungen besitzen, sind es in der Gruppe der Personen ohne Defizienzepfinden gerade einmal 36,4%. Fast zwei Drittel der Befragten in dieser Gruppe sprachen den Deutschen sogar häufiger positive als negative Eigenschaften zu, wiesen also keine antideutsche Gesinnung auf. Es gibt demnach einen statistisch hochsignifikanten Zusammenhang zwischen den Einstellungen zu den Deutschen und der Variable „Defizienzepfinden“.¹⁸ Ob die Kausalität allerdings tatsächlich in der Richtung verläuft, wie in der Hypothese formuliert, oder ob es sich nicht vielmehr um eine wechselseitige Beeinflussung beider Variablen handelt, lässt sich statistisch nicht ermitteln.

Als erklärende Variablen für die Ausbildung eines Defizienzepfindens bezüglich des Standarddeutschen bieten sich demnach das Erwerbsalter der Standardsprache, die Einstellungen zu den Deutschen, sowie eingeschränkt die Gebrauchshäufigkeit an. Dieses Ergebnis lässt sich mittels eines Kruskal-Wallis-Tests mit allen erklärenden Variablen bestätigen (vgl. Tabelle 9):

<i>Tabelle 9: Signifikanzniveaus des Zusammenhangs zwischen unabhängigen Variablen und der Variable „Defizienzepfinden“</i>					
<i>Faktoren</i>	Erwerbsalter der Standardsprache	Gebrauchshäufigkeit	Schulbildung	Einstellungen zu den Deutschen	Schweizerdeutsch-Index
<i>Irrtumswahrscheinlichkeit</i>	P < 0,001	p = 0,190	p = 0,845	p = 0,008	p = 0,474

Allein der Zusammenhang der Variable „Defizienzepfinden“ mit den Variablen „Erwerbsalter“ und „Einstellungen zu den Deutschen“ ist demnach höchst- bzw. hochsignifikant. Die anderen Hypothesen, nach denen die Häufigkeit des Standarddeutschen, die Schulbildung oder die Einstellungen zum Schweizerdeutschen die Ausbildung einer Defizienzepfinden erklären, müssen verworfen werden.

¹⁸ Neben Koller (1992, 41-51) kommen auch die Studien von Robert Schläpfer, Jürg Gutzwiller, Beat Schmid (1991, 147ff.) und Peter Sieber (1992, 32) zu dem Ergebnis, dass negative Einstellungen zu den Deutschen mit negativen Einstellungen zum Standarddeutschen korrelieren.

2.3. Zur Frage des Plurizentritätsbewusstseins

Kommen wir aber nun zu der Frage, wie sich die Variable „Defizienzemfinden“ (als erklärende Variable) auf den Umgang mit Helvetismen auswirkt. Zunächst ist bemerkenswert, dass fast alle Befragten (98,9%) der Meinung waren, dass sich Deutsche und Schweizer unterscheiden, wenn sie Hochdeutsch benutzen. Das Bewusstsein von der Differenz zwischen dem Umgang mit der Standardsprache in Deutschland und der Schweiz ist demnach stark ausgeprägt. Freilich kann aus diesem Befund nicht abgeleitet werden, die Schweizer hätten ein Plurizentritätsbewusstsein, denn dazu wäre weiterhin erforderlich, dass man die eigenen Varianten auch als normgemäß und gleichberechtigt betrachtet. Interessante Einblicke in das Plurizentritätsbewusstsein gewähren die Antwortmuster auf die folgende Frage: „Sicher ist Ihnen aufgefallen, dass es viele Wörter in der Schweiz gibt, die man in Deutschland nicht kennt. Sollten Schweizer, wenn sie mit Deutschen reden, diese Wörter vermeiden?“ (vgl. Tabelle 10).

Tabelle 10: Einfluss der Variable „Defizienzemfinden“ auf den Umgang mit Helvetismen.

		Helvetismen vermeiden		Total
		Ja	Nein	
Defizienzemfinden	<i>ausgeprägtes Defizienzemfinden</i>	78,1 % (25)	21,9 % (7)	33 % (32)
	<i>schwach ausgeprägtes Defizienzemfinden</i>	25,6 % (11)	74,4 % (32)	44,3 % (43)
	<i>kein Defizienzemfinden</i>	18,2 % (4)	81,8 % (18)	22,7 % (22)
<i>total</i>		41,2 % (40)	58,8 % (57)	100% (97)
missing: 1, r = 0,478				

Rund 78% der Befragten mit ausgeprägtem Defizienzemfinden waren der Ansicht, man solle Helvetismen im Gespräch mit Deutschen vermeiden. Dagegen waren rund 82% ohne Defizienzemfinden der entgegengesetzten Ansicht. Je stärker also der eigene Umgang mit dem Hochdeutschen als mangelhaft empfunden wird, desto größer ist auch die Bereitschaft, schweizerische Formen aufzugeben. Auf den ersten Blick erscheint dieses Ergebnis unplausibel, wäre es doch erwartbar, dass Sprecher mit einer Abneigung gegen Deutsche und deren Sprache, im Gespräch mit den ungeliebten Nachbarn auf ihren eigenen Wörter beharren, um sich von ihnen abzugrenzen. Bei genauerem Hinsehen erscheint das Ergebnis aber durchaus plausibel. Das Antwortmuster auf diese Frage ist nämlich ein Beleg dafür, dass es sich bei dem erhobenen Konstrukt um eine *unbewusste* Einflussgröße handelt. Wer ein

Defizienzempfinden hat, ist hochsignifikant häufiger darum bemüht, Helvetismen zu vermeiden, als der Rest der Befragten.

Mittels des Fragebogens ließen sich freilich nur die generellen Einstellungen zur Standardsprache in der Schweiz untersuchen. Der tatsächliche Umgang mit den nationalen Varianten bleibt im Dunkeln. Um dieses Defizit der Untersuchungsmethode auszugleichen, wurde ein Wahrnehmungsexperiment (*subjective evaluation test*) durchgeführt, dessen Ergebnisse im Folgenden referiert werden sollen.

3. Die Ergebnisse des *subjective evaluation test*

3.1. Anlage der Untersuchung

Bei *subjective evaluation tests* handelt es sich um eine aus der Sozialpsychologie entlehnte Methode, die besonders geeignet ist, unbewusste Einstellungsstrukturen der Beobachtung zugänglich zu machen. Sie erfreut sich in Soziolinguistik und *folk-linguistics* einer wachsenden Beliebtheit (vgl. Chambers 2000, Niedzielski 2000), weil sie es erlaubt, sprachbezogenes Wissen zu erheben, ohne dass den Probanden bewusst wäre, welcher Bereich dieses Wissens Gegenstand der Untersuchung ist.

Im Rahmen des Tests wurden 50 Probanden aus Zürich und seiner Agglomeration gebeten, 96 Sätze auf ihre Standardgemäßheit zu bewerten. Die Sätze enthielten kodifizierte schweizerhochdeutsche Standardformen, deutschländische Standardvarianten, überregionalen Substandard und schweizerdeutsche Dialektismen und waren so ausgewählt, dass sie es erlaubten, die Besonderheiten der schweizerischen Standardvarietät möglichst vollständig abzutesten. Die Probanden waren gebeten, die Sätze gemäß der Kategorien „gutes Hochdeutsch“, „korrektes, aber schlechtes Hochdeutsch“ und „fehlerhaftes Hochdeutsch“ zu bewerten. Die Probanden bekamen die Sätze allerdings nicht schriftlich vorgelegt. Vielmehr wurden ihnen die Testsätze nur akustisch dargeboten. Das Besondere an der Versuchsanordnung lag nun darin, dass die Testsätze teilweise von einem deutschen, teilweise von einem Schweizer Sprecher mit starkem Schweizer Akzent gesprochen waren. Um den Einfluss des Sprachprestiges eines Sprechers präziser zu messen, bekam eine Kontrollgruppe ($n = 15$) die gleichen Sätze ausschließlich vom schweizerischen Sprecher vorgespielt. Um den Teilnehmern am Wahrnehmungsexperiment diese Versuchsanordnung plausibel zu machen, wurde ihnen gesagt, es handle sich um ein Experiment, mit dem man die kognitive Verarbeitung auditiv rezipierter sprachlicher Strukturen testen wolle. Weil dieses Projekt in Kooperation mit einer deutschen Hochschule durchgeführt werde, stammten die Testsätze teils von einem deutschen, teils von einem

schweizerischen Sprecher. Diese Täuschung der Probanden schien auch aus einem anderen Grund geboten: Hätten sie gewusst, dass mit Hilfe dieses Tests das Plurizentritätsbewusstsein in der Deutschschweiz gemessen werden sollte, wären die Ergebnisse möglicherweise durch sprachpatriotische Haltungen beeinflusst worden.

Im Anschluss an das Wahrnehmungsexperiment wurden die Probanden gebeten, den Fragebogen auszufüllen. Weil davon ausgegangen wurde, dass die Teilnahme am Experiment das Antwortverhalten – insbesondere hinsichtlich der Einschätzung der eigenen standardsprachlichen Kompetenz – beeinflussen würde, wurden die Antworten nicht zusammen mit dem restlichen Fragebogensample ausgewertet. Dennoch erlauben sie es, den Einfluss der Einstellungen zum Standarddeutschen auf den Umgang mit nationalen Varianten zu überprüfen.

3.2. Die Bewertung der schweizerischen Varianten der deutschen Standardsprache

Die Sätze waren so ausgewählt und angeordnet, dass der *subjective evaluation test* die Überprüfung mehrerer Hypothesen erlaubte.

Hypothese 1: Weil schweizerische Varianten ein geringeres Sprachprestige genießen als deutschländische, werden bewusste Helvetismen im Mund des Schweizer Sprechers als schlechtes oder fehlerhaftes Hochdeutsch kategorisiert.

Unter „bewussten Helvetismen“ wurden solche verstanden, die in einem Pre-Test von einer Mehrheit der Befragten als nur in der Schweiz gebräuchliche Formen identifiziert wurden. Sie wurden den Probanden abwechselnd mit den Testsätzen für andere Hypothesen präsentiert. Im Folgenden findet sich eine exemplarische Auswahl aus der Liste der Testsätze:

Testsätze: Beispiel Hypothese 1

Schweizer: Der Pöstler macht sich jeden Morgen um sieben Uhr auf seine Tour.

Schweizer: Die Beiz ist hübsch eingerichtet.

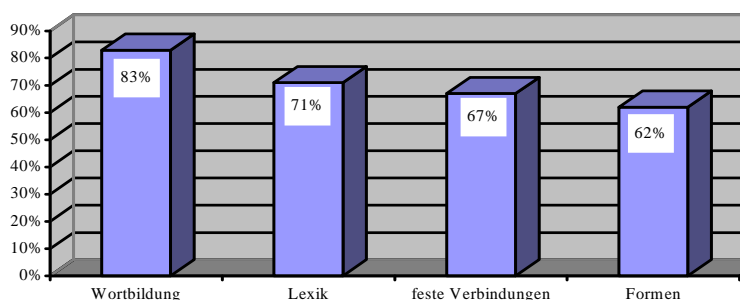
Schweizer: Nachdem er sich ein Bein gebrochen hatte, ist Fritz sechs Wochen lang im Bett gelegen.

Schweizer: Gestern fuhr ich mit dem Tram ins Krankenhaus.

Von den 18 Testsätzen, die bewusste Helvetismen enthielten, wurden im Durchschnitt 12,77 als schlechtes oder fehlerhaftes Standarddeutsch kategorisiert, das sind immerhin 71%. Schon dies ist ein starker Hinweis darauf,

dass die schweizerische Standardvarietät in der Deutschschweiz ein geringes Sprachprestige genießt. Diagramm 2 zeigt die Bewertung schweizerhochdeutscher Varianten nach Kategorien. In 83% der Fälle und damit überdurchschnittlich wurden demnach Varianten aus dem Bereich der Wortbildung (z. B. die Komposition ohne Fugengestaltung im Satz „Er stopfte das Mausloch mit einem Taschentuch zu.“) negativ bewertet, lexikalische Varianten wie „Pöstler“, „Beiz“ oder „Tram“ immerhin in 71% der Fälle. Mit 67% unter dem Durchschnitt, aber dennoch überwiegend negativ wurden die Varianten aus dem Bereich feste Verbindungen (z. B. die Verb-Präposition-Verbindung im Satz „Du musst mehr Sorge zu deinen Verwandten tragen.“) bewertet. Ähnlich wurden schweizerische Varianten aus dem Bereich der Formen (z. B. die Wahl des Kopulaverbs in der Perfektbildung im Satz „Nachdem er sich ein Bein gebrochen hatte, ist Fritz sechs Wochen lang im Bett gelegen.“) eingestuft. Durchschnittlich 62% der Sätze wurden als schlechtes oder gar fehlerhaftes Standarddeutsch kategorisiert.

Diagramm 2: Negative Bewertung schweizerischer Standardformen nach Variantentypen



War bei der Überprüfung von Hypothese 1 die Anordnung der Sätze noch von geringer Bedeutung, so war sie für die Überprüfung von Hypothese 2 essenziell. Hier ging es nämlich darum, deutschländische und schweizerische Standardform einander gegenüberzustellen, um zu sehen, welcher der beiden Varianten der Vorzug gegeben wurde.

Hypothese 2: Schweizer schätzen ihre eigene standardsprachliche Kompetenz tendenziell als schwach ein und halten Deutsche für standardsprachlich überlegen. Deshalb bewerten Schweizer ihre Standardformen als schlechtes oder fehlerhaftes Hochdeutsch, wenn sie vorher die entsprechende deutschländische Standardform aus dem Mund eines Deutschen gehört haben.

Weil eine unmittelbare Konfrontation beider Varianten die Probanden möglicherweise hätte erkennen lassen, dass es sich um eine Untersuchung des Plurizentritätsbewusstseins handelt, wurden die Varianten in unterschied-

lichen Satzumgebungen und in moderatem Abstand von einander präsentiert. Der folgende Auszug aus der Liste der Testsätze mag die Versuchsanordnung illustrieren:

Testsätze: Beispiel Hypothese 2

Deutscher: Als er den Sekt eingoss, lief das Glas über. (A)
 Deutscher: Die beiden Vereine machen sich gegenseitig Konkurrenz. (B)
 Schweizer: Weil es so stark regnete, überlief der Behälter. (A')
 Deutscher: Sie hörte gerne Literaturprogramm im Radio. (C)
 Schweizer: Bernd und Martin konkurrenzieren nicht nur beruflich. (B')
 Deutscher: Herr Fritz hat mich angerufen. (D)
 Schweizer: Am Radio kommt heute eine Sendung über Thomas Mann.
 (C')
 Schweizer: Ich habe dem Herrn Fischer angeläutet. (D')
 (...)

Tabelle 11 zeigt, dass die deutschländischen Varianten im Durchschnitt erheblich besser bewertet wurden als die schweizerhochdeutschen: Bei 14 von 22 Satzpaaren (63%) wurde der deutschländischen Form der Vorzug gegeben, nur bei durchschnittlich 10% der Satzpaare wurde die schweizerische Form besser bewertet als die bundesdeutsche.¹⁹ Schweizerhochdeutsch, das lässt sich in Ergänzung zu den Ergebnissen aus der Überprüfung von Hypothese 1 sagen, gilt demnach als schlechtes oder gar fehlerhaftes Hochdeutsch, dem beinahe generell die deutschländische Standardvarietät vorgezogen wird.

Um den Einfluss der Nationalität des Sprechers zu überprüfen, bekam die Kontrollgruppe die gleichen Sätze in gleicher Reihenfolge, aber ausschließlich aus dem Mund des Schweizer Sprechers vorgespielt. Auch hier zeigte sich ein ähnliches Bild: Die schweizerischen Formen wurden auch in der Kontrollgruppe häufiger schlechter bewertet, als ihre deutschländischen Pendanten. Allerdings zeigte sich, dass die deutschländischen Standardformen im Durchschnitt seltener bevorzugt wurden, als in der Gruppe jener Probanden, die die Sätze teilweise von einem Deutschen vorgesprochen bekamen (vgl. Tabelle 11).

¹⁹ Insgesamt ist die Häufigkeit nicht höher, als bei der These 1, weil es sich nicht ausschließlich um solche Varianten handelte, die der Mehrheit der Sprecher als Helvetismen bekannt sind.

<i>Tabelle 11: Durchschnittliche Bevorzugung deutschländischer bzw. schweizerischer Standardformen</i>			
	<i>Probanden (Mittelwerte)</i>	<i>Kontrollgruppe (Mittelwerte)</i>	<i>Differenz in %</i>
<i>Bevorzugung der deutschländischen Standardvariante</i>	14 63 %	11,5 52 %	-18 %
<i>Bevorzugung der schweizerischen Standardvariante</i>	2,2 10 %	2,9 13 %	+31 %
<i>Gleiche Bewertung beider Varianten</i>	5,8 27 %	7,6 35 %	+31 %
Satzpaare: 22, Probanden n=35, Kontrollgruppe n=15			

Die Nationalität des Sprechers beeinflusst also die Wahrnehmung seiner sprachlichen Produktion. Deutsche gelten offenbar generell als kompetentere Sprecher der Standardsprache. Deshalb besteht unter Deutschschweizern die Neigung, die von ihnen produzierten Sätze als korrektes Standarddeutsch gelten zu lassen. Werden die gleichen Sätze von einem Schweizer Sprecher produziert, werden sie häufiger als schlechtes oder fehlerhaftes Standarddeutsch kategorisiert. Dieses frappierende Ergebnis verweist auf ein Inferioritätsgefühl gegenüber Deutschen hinsichtlich der standardsprachlichen Kompetenz. Auch in der Bewertung von Nonstandardphänomenen zeigten sich ähnlich Ergebnisse: Im Durchschnitt wurden nur 35% der vom deutschen Sprecher produzierten Nonstandardphänomene als schlechtes oder fehlerhaftes Deutsch kategorisiert, hingegen 69% beim Schweizer Sprecher. Um die Stärke des Sprechereinflusses auf die Bewertung von Varianten zu überprüfen, wurde folgende Hypothese formuliert:

Hypothese 3: Weil Schweizer hinsichtlich der Standardsprache ein sprachliches Inferioritätsbewusstsein gegenüber deutschen Sprechern haben, wird die deutsche Standardform im Mund des Schweizer Sprechers als schlechtes oder fehlerhaftes Hochdeutsch kategorisiert, wenn der Schweizer vorher die schweizerische Standardform vom deutschen Sprecher gehört hat.

Mittels der im Folgenden exemplifizierten Anordnung der Testsätze sollte überprüft werden, ob die Nationalität des Sprechers die Bevorzugung der jeweiligen nationalen Varianten überlagert.

Testsätze: Beispiel Hypothese 3

Deutscher: Der regenbedingte Unterbruch des Konzerts wurde gelassen hingenommen. (A)

Deutscher:	Der Polizist forderte den Autofahrer auf, seinen Fahrausweis vorzuzeigen. (B)
Schweizer:	Nach einer langen Unterbrechung konnte das Spiel fortgesetzt werden. (A')
Deutscher:	Er grillierte die Würstchen. (C)
Schweizer:	Weil er seinen Führerschein nicht dabei hatte, musste er sein Fahrzeug stehen lassen. (B')
Deutscher:	Allfällige Beschwerden sind an das Sekretariat zu richten. (D)
Schweizer:	Im Sommer grillen sie jedes Wochenende am See. (C')
(...)	

In der Kontrollgruppe, die sämtliche Testsätze von einem Schweizer Sprecher vorgesprochen bekam, wurden die deutschländischen Formen erwartungsgemäß bevorzugt: Die Quote der Bevorzugung deutschländischer Varianten liegt etwa um 57% höher als die der Höherbewertung der schweizerischen. In der Gruppe der Probanden zeigt sich aber ein interessantes Bild: Sie bevorzugen im Durchschnitt gleich viele schweizerische Formen aus dem Mund des deutschen Sprechers wie deutschländische Formen im Mund des Schweizer Sprechers (vgl. Tabelle 12).

<i>Tabelle 12: Durchschnittliche Bevorzugung deutschländischer bzw. schweizerischer Standardformen</i>		
	<i>Probanden (Mittelwerte)</i>	<i>Kontrollgruppe (Mittelwerte)</i>
<i>Schweizerische Formen (von deutschem Sprecher) bevorzugt (nur Probanden)</i>	1,97 28 %	1,53 22 %
<i>Deutsche Formen (von Schweizer Sprecher) bevorzugt</i>	1,94 28 %	2,4 34 %
<i>Gleiche Bewertung der deutschländischen und der Schweizer Variante</i>	3,09 44 %	3,07 44 %
Satzpaare n: 7, Probanden n=35, Kontrollgruppe n=15		

Das Sprachprestige des deutschen Sprechers überlagert also das Prestige der deutschländischen Varianten.

Nun bleibt noch zu Fragen, welche Faktoren – abgesehen von der Nationalität des Sprechers – die Bevorzugung deutschländischer Varianten beeinflussen. Als wichtigste Einflussgröße erweist sich die Einschätzung der eigenen Kompetenz. Die generelle Tendenz lässt sich so beschreiben: Wer seine eigene Kompetenz für gut hält, bevorzugt stark deutschländische Formen. Wer

hingegen seine eigene Kompetenz als „mäßig“ oder gar als „schlecht“ bezeichnet, präferiert seltener deutschländische Formen. So zeigen die Daten, die im Rahmen der Überprüfung von Hypothese 2 erhoben wurden, dass 96% der Probanden, die ihre eigene Kompetenz als „gut“ bezeichneten, mindestens 10 mal die deutschländische Form bevorzugten. In der Gruppe jener, die eine negative Selbsteinschätzung hinsichtlich ihrer standardsprachlichen Kompetenz äußerten, waren es gerade einmal die Hälfte.²⁰ Ein ganz ähnliches Bild erhält man, wenn man die Einschätzung der eigenen Kompetenz mit der Bewertung der Kompetenz in der Deutschschweiz abgleicht. Wer seine eigene Standardkompetenz für besser hält als die durchschnittliche Kompetenz in der Deutschschweiz, präferiert signifikant häufiger deutschländische Varianten.

Auch das Ideologem, demzufolge Hochdeutsch für Schweizer die erste Fremdsprache ist, beeinflusst den Umgang mit den nationalen Varianten negativ (vgl. Tabelle 13).

<i>Tabelle 13: Einfluss der Variable „Hochdeutsch ist für Schweizer die erste Fremdsprache“</i>				
		<i>Relative Bevorzugung deutschländischer Formen</i>		<i>Gesamt</i>
		<i>weniger als 10 mal</i>	<i>10 mal oder öfter</i>	
<i>Hochdeutsch für Schweizer erste Fremdsprache</i>	<i>Nein</i>	44,4 % (4)	55,6 % (5)	25,7 % (9)
	<i>Ja</i>	11,5 % (3)	88,5 % (23)	74,3 % (26)
	<i>Gesamt</i>	20 % (7)	80 % (28)	100% (35)

Diejenigen Probanden, die Hochdeutsch für eine Fremdsprache halten, geben den deutschländischen Varianten erheblich häufiger den Vorzug, als jene, denen es als Muttersprache gilt.

Die Favorisierung der deutschländischen Standardvarietät korreliert demnach mit der Einschätzung, man spreche gutes Hochdeutsch und besseres Hochdeutsch als der durchschnittliche Schweizer. Wer Hochdeutsch für eine Fremdsprache hält, bewertet deutschländische Formen zudem positiver als die vermeintlich durch dialektale Interferenzen hervorgebrachten schweizerhochdeutschen Varianten. Deutschländisches Deutsch ist für fast

²⁰ Als Bezugsgröße diente hier die relative Bevorzugung deutschländischer Standardformen. Damit bezeichne ich die Häufigkeit der Bevorzugung deutschländischer Standardformen abzüglich der Häufigkeit der Bevorzugung schweizerischer Standardformen.

alle Schweizer die Prestigevarietät²¹ und seine Beherrschung verschafft subjektive Sicherheit im Umgang mit der Standardsprache sowie ein sprachliches Superioritätsbewusstsein über die Mitbürger.

4. Fazit: Sprachbewusstsein und standardsprachliche Normen

In diesem Aufsatz wurden die Einstellungen zur Standardvarietät in einem nichtdominierenden Zentrum einer plurizentrischen Sprache in den Blick genommen.

Für diese Zentren hatte Michael Clyne in seiner Aufzählung typischer Sprachbewusstseinslagen festgestellt, dass ihre kulturellen Eliten dazu neigten, sich an der Standardnorm des dominierenden Zentrums zu orientieren. Dies trifft auf die Schweiz nur bedingt zu, denn hier ist die Präferenzierung deutschländischer Standardformen nicht auf kulturelle Eliten beschränkt: Der *subjectiv evaluation test* ergab, dass die breite Mehrheit der Sprecher viele Schweizer Varianten des Standarddeutschen als schlechtes oder fehlerhaftes Hochdeutsch werten. Trotz dieser großen Einhelligkeit, lassen sich hinsichtlich der Einstellungen zum Standarddeutschen dennoch zwei Idealtypen unterscheiden.²²

Der *Sichere* hat die Standardsprache schon vor der Schulzeit gelernt und sie gilt ihm daher nicht als Fremdsprache. Er ist den Deutschen gegenüber positiv eingestellt, ist aber dennoch Patriot. Er ist ein überzeugter Verfechter des Schweizerdeutschen und glaubt, dass weder der Schweiz im Ganzen, noch einem einzelnen Sprecher Nachteile daraus erwachsen, wenn der Dialekt sich immer weitere Domänen erobert. Ebenso tritt er auch für die Verwendung des Schweizerhochdeutschen ein. In der Praxis allerdings gelten ihm die schweizerischen Standardvarianten als schlechtes oder fehlerhaftes Hochdeutsch. Gutes Hochdeutsch sprechen bedeutet für ihn, die deutschländische Standardvarietät zu beherrschen.

Für den *Unsicheren* ist Standarddeutsch eine Fremdsprache, denn er hat es erst in der Schule gelernt. Er fühlt sich gehemmt, wenn er Hochdeutsch sprechen muss, und versucht durch erhöhte Selbstkontrolle Fehler zu vermeiden. Er hegt die Befürchtung, dass mangelnde Hochdeutschkenntnisse der Schweiz im Ganzen, aber natürlich auch ihm persönlich Nachteile bringen werden. Er schätzt Deutschland und die Deutschen nicht, die die

21 Dies trifft freilich nicht auf die deutschländische Aussprache des Standarddeutschen zu. Diese wird überaus negativ bewertet. Vgl. Ammon (1995, 303).

22 Für diese Typologie wurden weitere Daten aus der Fragebogenuntersuchung herangezogen, die hier aus Platzmangel nicht ausführlich präsentiert werden konnten. Insbesondere betrifft dies die Einstellungen zum Status des Schweizerdeutschen, zur kommunikativen Stilistik von Deutschen und Schweizern und zu sprachpolitischen Maßnahmen.

Schweiz seiner Ansicht nach für provinziell halten, aber sie zugleich um ihre Errungenschaften beneiden. Wegen ihrer überlegenen sprachlichen Kompetenz sprechen Deutsche schneller, haben Vorteile in Diskussionen machen weniger Fehler als Schweizer und sind nicht ganz zu Unrecht der Ansicht, Schweizer könnten nicht richtig Hochdeutsch. Weil er sein eigenes Hochdeutsch für defizitär hält, ist er der Ansicht, man müsse Helvetismen vermeiden. Auch für ihn ist also deutschländisches Standarddeutsch die Prestigevarietät. In der Praxis wertet er die Varianten des Schweizerhochdeutschen auch als schlechtes oder fehlerhaftes Standarddeutsch, allerdings nicht in gleichem Maß wie der Sichere. Dies ist ein Indiz dafür, dass seine Kenntnis des deutschländischen Standards tatsächlich nicht so ausgeprägt ist, wie beim Sicherem.

Beiden Idealtypen gemeinsam ist, dass ihre Praxis des Umgangs mit den Standardformen im *subjective evaluation test* und ihre geäußerten Einstellungen letztlich nicht im Einklang stehen. Rudolf Muhr und Wolfgang Pollack, die ähnliche Sprachverhaltens- und Sprachbewusstseinsmuster in Österreich beobachteten, sprechen deshalb von linguistischer Schizophrenie (Muhr 1982, Pollak 1992: 13f.). Für die Plurizentrität des Standarddeutschen sind beide Haltungen fatal: die schweizerischen Varianten werden von beiden Typen stigmatisiert und als nicht gleichwertig betrachtet.²³ Kann angesichts dieser Sprachbewusstseinslagen davon die Rede sein, dass die Schweiz ein vollwertiges Zentrum des Standarddeutschen ist? Oder zugespitzt: Gibt es Plurizentrität ohne ein ausgeprägtes Plurizentritätsbewusstsein?

Die Schweiz scheint ein Beispiel für die missglückte Anwendung einer linguistischen Beschreibungskategorie zu sein: Die Soziolinguistik konstruiert einen Gegenstand, etwa die Schweiz als nationales Zentrum des Standarddeutschen, ohne dass dieser in der Wahrnehmung der Sprecher existierte, geschweige denn ein relevanter Faktor im Alltagshandeln wäre. Das Problem resultiert daraus, dass im Plurizentritätsdiskurs das Bestehen standardsprachlicher Normen häufig mit der Existenz von Kodizes gleichgesetzt wird. Nach Klaus Gloy ist eine Standardnorm aber „das Wissen um die Gesamtheit derjenigen kollektiven Realisierungen des Sprachsystems, die von der Gesellschaft als richtig und vorbildlich aufgefasst werden“ (Gloy 1975, I, S. 11). Es sind also zuallererst kollektive Vorstellungen von Richtigkeit und Vorbildlichkeit, die Varianten zu standardsprachlichen Varianten machen. Ein Kodex schreibt diese Varianten dann fest, verleiht ihnen Dauer und wirkt durch diese Festschreibung auf die kollektiven Vorstellungen von

23 Einschränkung muss hier angemerkt werden, dass meine Untersuchung in vielerlei Hinsicht der komplexen Sprachsituation in der Schweiz nicht gerecht wird. Künftige Arbeiten müssten stärker zwischen gesprochenem und geschriebenem Standard differenzieren und die regionalen Besonderheiten der Schweizer Sprachlandschaft berücksichtigen (mehrsprachige Kantone, Stadt / Land etc.).

Richtigkeit und Vorbildlichkeit. Ein Kodex ist also ein nicht zu vernachlässigender Faktor bei der Modellierung jener Prozesse, die zu standardsprachlichen Normen führen.²⁴ Sein Einfluss darf aber auch nicht überbewertet werden. So erweist sich die Gleichsetzung von Norm und Kodex im Fall der Schweiz als Kurzschluss. Zwar existieren Kodizes des Schweizerhochdeutschen, doch haben sie bei weitem nicht die Reichweite, die Kodizes aus Deutschland haben. Ein Blick in Arbeitszimmer, Büros und Redaktionsstuben würde zeigen, dass Kodizes des Schweizerhochdeutschen nur selten vorhanden sind und noch seltener zur Anwendung kommen. Und sieht sich der Benutzer von deutschländischen Kodizes beim Nachschlagen mit schweizerischen Varianten konfrontiert, gibt er in den meisten Fällen der deutschländischen den Vorzug. Dies bedeutet freilich nicht, dass es nicht eine abweichende Gebrauchsnorm des Standarddeutschen in der Schweiz gebe. Die Devianz wird aber – dies belegen die in diesem Aufsatz präsentierten Zahlen – hinsichtlich der Mehrzahl der Varianten als Defizit empfunden.²⁵ Deutschländische Varianten genießen bei einer kontextabstrakten Betrachtung ein höheres Prestige, schweizerische Varianten hingegen gelten als dialektale Interferenzen, als schlechtes Standarddeutsch oder gar als fehlerhaft.

Aus der Sicht der Sprecher gibt es keine Plurizentrität im Sinne der Linguistik. Bei Ihnen existieren diffuse Normvorstellungen und deutschländisches und schweizerisches Standarddeutsch sind – sieht man einmal von der Aussprache ab – keine distinkten Varietäten. Die Ergebnisse meiner Untersuchung deuten eher darauf hin, dass einzelne Varianten als zu unterschiedlichen stilistischen Registern zugehörig wahrgenommen werden. Aus der Perspektive der Sprecher sind also jene standardsprachlichen Varianten, die von den Verfechtern des Plurizentritätskonzepts als „deutschländisch“ bezeichnet werden, Teil ihrer eigenen standardsprachlichen Normvorstellungen, Teil jener „kollektiven Realisierungen des Sprachsystems, die von der Gesellschaft als richtig und vorbildlich aufgefasst werden.“ (Gloy 1975, I, S. 11) Standarddeutsch in seiner in Deutschland kodifizierten Form ist also auch Teil der Standardnorm der Deutschschweizer Sprachgemeinschaft. Wenn ein Schweizer nach der Präposition „trotz“ den Genitiv benutzt, dann spricht oder schreibt er deswegen nicht schon deutschländisches Deutsch.

Das gegenwärtige, sprachsoziologisch fundierte Standardkonzept, das die Kodifiziertheit zum Hauptkriterium erhebt, verlagert die Prozesse der Stan-

24 Das Plurizentritätskonzept hat sich auch längst von einer Beschreibungskategorie für standardsprachliche Variation zu einem Faktor im sprachpolitischen Diskurs verselbständigt, indem es die Entstehung nationaler Kodizes begünstigt und damit die Aufwertung ehemals regionaler Varianten zu nationalen Varianten und teilweise zu Markern für nationale Identität ermöglicht.

25 Gegen diese Haltung wendet sich Bickel 2001 und hofft, dass durch eine größere Verbreitung des Wissens um die Plurizentrität des Standarddeutschen auch eine Aufwertung der schweizerischen Standardnorm erfolge.

andardisierung auf eine Ebene, auf der der durchschnittliche Sprecher kaum eine Rolle spielt: Es ist dies die Ebene der Modelltexte, der Kodifizierer, der Sprachexperten und Normautoritäten. Die hier vorgelegten Daten zeigen aber, dass eine adäquate Beschreibung standardsprachlicher Normen das Sprachbewusstsein der Sprecher und Schreiber berücksichtigen muss.

5. Literatur

- Ammon, Ulrich (1986): Explikation der Begriffe ‚Standardvarietät‘ und ‚Standardsprache‘ auf normtheoretischer Grundlage. In: Holtus, Günter / Radtke, Edgar (Hrsg.): Sprachlicher Substandard. Tübingen. S. 1-63. (= Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 36).
- Ammon, Ulrich (1995): Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten. Berlin / New York.
- Arens, Peter (1985): Des Schweizers Deutsch. Bern.
- Berthele, Rafael (2004): Vor lauter Linguisten die Sprache nicht mehr sehen. Diglossie und Ideologie in der deutschsprachigen Schweiz. In: Christen, Helen (Hrsg.): Dialekt, Regiolekt und Standardsprache im sozialen und zeitlichen Raum. Wien. S. 111-136.
- Bickel, Hans / Schläpfer, Robert (Hrsg.) (1994): Mehrsprachigkeit – eine Herausforderung. Aarau / Frankfurt am Main / Salzburg. (= Reihe Sprachlandschaft 13)
- Bickel, Hans (2001): Schweizerhochdeutsch: kein minderwertiges Hochdeutsch! Das Deutsche als plurizentrische Sprache aus Schweizer Sicht. In: *Babylonia* 2/01, S. 19-22.
- Bigler, Ingrid (u. a.) (1987): Unser Wortschatz: Schweizer Wörterbuch der deutschen Sprache. Mit einem umfassenden Textteil zu Wortgebrauch und Grammatik. Zürich. (Inzwischen in zweiter Auflage 1994).
- Chambers, Jack (2000): Sociolinguistic Uses of Subjective Evaluation Tests. In: Deminger, Szilvia / Fögen, Thorsten / Scharloth, Joachim / Zwickl, Simone (Hrsg.): Einstellungsforschung in der Soziolinguistik und Nachbardisziplinen. *Studies in Language Attitudes*. Frankfurt am Main u. a. S. 73-81. (= *Variolingu* 10).
- Christen, Helen (1998): Dialekt im Alltag. Eine empirische Untersuchung zur lokalen Komponente heutiger schweizerdeutschen Varietäten. Tübingen (= Reihe Germanistische Linguistik 201).
- Christen, Helen (2001): Die regionalen Besonderheiten der deutschen Standardsprache in der Schweiz. In: Knipf-Komlósi, Elisabeth / Berend, Nina (Hrsg.): Regionale Standards. Sprachvariationen in den deutschsprachigen Ländern. Budapest / Pécs. S. 120-159.
- Clyne, Michael (1984): *Language and Society in the German-speaking Countries*. Cambridge.
- Clyne, Michael (1989): Pluricentricity: National Variety. In: Ammon, Ulrich (Hrsg.): *Status and Function of Languages of Languages and Language Varieties*. Berlin / New York. S. 357-371.
- Clyne, Michael (1992): *Pluricentric Languages. Differing Norms in Different Nations*. Berlin / New York.

- Clyne, Michael G. (1995): *The German language in a changing Europe*. Cambridge u. a.
- Di Paolo, Maria Concetta (2001): *Elvetismi nella stampa zurighese. Un'indagine empirica sulla consapevolezza linguistica degli svizzeri tedescofoni*. Alessandria. (= *Cultura Tedesca*, 5).
- Falk, Alfred (1965): *Besonderheiten des deutschen Wortschatzes in der Schweiz*. In: *Muttersprache* 75, S. 289-306.
- Fenske, Hannelore (1973): *Schweizerische und österreichische Besonderheiten in deutschen Wörterbüchern*. Tübingen. (= *Institut für deutsche Sprache, Forschungsberichte* 10).
- Glaser, Elvira (2003): *Schweizerdeutsche Syntax. Phänomene und Entwicklungen*. In: Dittli, Beat / Häcki Buhofer, Annelies / Haas, Walter (Hrsg.): *Gömmers MiGros? Veränderungen und Entwicklungen im heutigen Schweizer Deutschen*. S. 39-66. (= *Germanistica Friburgensia* 18).
- Gloy, Klaus (1975): *Sprachnormen I. Linguistische und soziologische Analysen*. Stuttgart / Bad Canstatt.
- Haas, Walter (1988): *Schweiz*. In: Ammon, Ulrich / Dittmar, Norbert / Mattheier, Klaus J. (Hrsg.): *Sociolinguistics / Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch zu Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft*. 2. Band. Berlin / New York. S. 1365-1383. (= *HSK* 3.2).
- Haas, Walter (2004): *Die Sprachsituation der deutschen Schweiz und das Konzept der Diglossie*. In: Christen, Helen (Hrsg.): *Dialekt, Regiolekt und Standardsprache im sozialen und zeitlichen Raum*. Wien. S. 81-110.
- Häcki Buhofer, Annelies et al. (1994): *Früher Hochspracherwerb in der deutschen Schweiz: Der weitgehend ungesteuerte Erwerb durch sechs- bis achtjährige Deutschschweizer Kinder*. In: Burger, Harald / Häcki Buhofer, Annelies (Hrsg.): *Spracherwerb im Spannungsfeld von Dialekt und Hochsprache*. Frankfurt am Main etc. S. 147-198. (= *Zürcher Germanistische Studien* 38).
- Häcki Buhofer, Annelies / Burger, Harald (1998): *Wie Deutschschweizer Kinder Hochdeutsch lernen: der ungesteuerte Erwerb des gesprochenen Hochdeutschen durch Deutschschweizer Kinder zwischen sechs und acht Jahren*. Stuttgart. (= *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte* 98).
- Heuer, Walter u. a. (1999): *Richtiges Deutsch. Die Sprachschule für alle*. 24. Auflage. Zürich.
- Hove, Ingrid (2002): *Die Aussprache der Standardsprache in der deutschen Schweiz*. Tübingen.
- Kaiser, Stephan (1969/70): *Die Besonderheiten der deutschen Schriftsprache in der Schweiz*. 2 Bde. Mannheim / Zürich. (= *Duden-Beiträge. Sonderreihe: Die Besonderheiten der deutschen Schriftsprache im Ausland*).
- Koller, Werner (1992): *Deutsche in der Deutschschweiz*. Aarau / Frankfurt am Main / Salzburg. (= *Reihe Sprachlandschaft* 10).
- Koller, Werner (1999): *Nationale Sprach(en)kultur der Schweiz und die Frage der „nationalen Varietäten des Deutschen“*. In: Gardt, Andreas / Haß-Zumkehr, Ulrike / Roelcke, Thorsten (Hrsg.): *Sprachgeschichte als Kulturgeschichte*. Berlin / New York. S. 133-170. (= *Studia Linguistica Germanica*, 54).
- Meyer, Kurt (1989): *Wie sagt man in der Schweiz? Wörterbuch der schweizerischen Besonderheiten*. Mannheim. (= *Duden-Taschenbücher* 22).

- Meyer, Kurt (1994): Das Deutsch der Schweizer. In: Terminologie et Traduction 1 (Luxemburg: Communautés européennes), S. 9-39.
- Muhr, Rudolf (1982): Österreichisch. Anmerkungen zur linguistischen Schizophrenie einer Nation. In: Klagenfurter Beiträge zur Sprachwissenschaft 8, S. 306-319.
- Muhr, Rudolf (1995): Zur Sprachsituation in Österreich und zum Begriff „Standardsprache“ in plurizentrischen Sprachen. Sprache und Identität in Österreich. In: Muhr, Rudolf / Schrodt, Richard / Wiesinger, Peter (Hrsg.): Österreichisches Deutsch. Linguistische, sozialpsychologische und sprachpolitische Aspekte einer nationalen Variante des Deutschen. Wien. S. 75-110.
- Muhr, Rudolf (1997): Norm und Sprachvariation im Deutschen. Das Konzept „Deutsch als plurizentrische Sprache“ und seine Auswirkungen auf Sprachbeschreibung und Sprachunterricht DaF. In: Helbig, Gerd (Hrsg.): Studien zu Deutsch als Fremdsprache IV. Positionen – Konzepte – Zielvorstellungen. Germanistische Linguistik 137-138, S. 179-203.
- Niedzielski, Nancy / Preston, Dennis (2000): Folk Linguistics. Berlin / New York.
- Polenz, Peter von (1999): Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Band III. 19. und 20. Jahrhundert. Berlin / New York.
- Pollak, Wolfgang (1992): Was halten die Österreicher von ihrem Deutsch? Wien.
- Rash, Felicity J. (2002): Die deutsche Sprache in der Schweiz: Mehrsprachigkeit, Diglossie und Veränderung. Bern.
- Reiffenstein, Ingo (2001): Das Problem der nationalen Varietäten. Rezension Aufsatz zu Ulrich Ammon: Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten. Berlin / New York 1995. In: ZfdPh 120, S. 78-89.
- Retti, Gregor (1999): Austriazismen in Wörterbüchern. Zum Binnen- und Außenkodex des österreichischen Deutsch. phil. Diss. Innsbruck.
- Rupp, Heinz (1983): Tendenzen, Formen und Strukturen der deutschen Standardsprache in der Schweiz. In: Neri, Dieter (Hrsg.): Entwicklungstendenzen der deutschen Sprache seit dem 18. Jahrhundert. Berlin (Akademie der Wissenschaften der DDR). S. 214-275. (= Linguistische Studien, Reihe A, Arbeitsberichte 111).
- Scharloth, Joachim (2003): Zwischen Fremdsprache und nationaler Varietät. Untersuchungen zum Plurizentritätsbewusstsein der Deutschschweizer. In: Muhr, Rudolf (Hrsg.): Language Attitudes and language conceptions in non-dominating varieties of pluricentric languages. TRANS. Internet-Zeitschrift für Kulturwissenschaften, 15: http://www.inst.at/trans/15Nr/06_1/scharloth15.htm
- Scheuringer, Hermann (1997): Sprachvarietäten in Österreich. In: Stickel, Gerhard (Hrsg.): Varietäten des Deutschen. Regional- und Umgangssprachen. Berlin, New York. S. 332-345.
- Schläpfer, Robert / Gutzwiller, Jürg / Schmid, Beat (1991): Das Spannungsfeld zwischen Mundart und Standardsprache in der deutschen Schweiz. Spracheinstellungen junger Deutsch- und Welschschweizer. Aarau / Frankfurt am Main.
- Schläpfer, Robert / Bickel, Hans (Hrsg.) (2000): Die viersprachige Schweiz. Zweite, neu bearbeitete Auflage. Aarau / Frankfurt am Main.
- Siebenhaar, Beat / Wyler, Alfred (1997): Dialekt und Hochsprache in der deutschsprachigen Schweiz. 5., vollständig überarbeitete Auflage. Zürich.
- Sieber, Peter (1990): Perspektiven einer Deutschdidaktik für die deutsche Schweiz. Aarau / Frankfurt am Main / Salzburg. (= Reihe Sprachlandschaft 8).

- Sieber, Peter (1992): Hochdeutsch in der Schweiz. In: Der Deutschunterricht 44 (6), S. 28-42.
- Sieber, Peter (2001): Das Deutsche in der Schweiz. In: Helbig, Gerhard et al. (Hrsg.): Deutsch als Fremdsprache. Ein internationales Handbuch. 1. Halbband. Berlin / New York. S. 491-504. (= HSK 19.1).
- Sieber, Peter / Sitta, Horst (1986): Mundart und Standardsprache als Problem der Schule. Frankfurt am Main (= Reihe Sprachlandschaft 3).
- Sieber, Peter / Sitta, Horst (1987): Deutsch in der Schweiz. In: Zeitschrift für Germanistik 8: 389-401.
- Schweizer Schülerduden: Rechtschreibung und Grammatik. Bearb. von Sturm, Afra, Hrsg. von Sitta, Horst / Gallmann, Peter. Aarau 2000.
- Werlen, Iwar (1998): Mediale Diglossie oder asymmetrische Zweisprachigkeit? Mundart und Hochsprache in der deutschen Schweiz. In: Babylonia 1/98, S. 22-35.

Adresse des Verfassers:

Dr. Joachim Scharloth, Deutsches Seminar, Universität Zürich, Schönberggasse 9, CH-8001 Zürich.

E-mail: scharloth@access.unizh.ch